



In der Synodenhalle im Vatikan diskutierten Papst, Bischöfe und Nicht-Bischöfe an runden Tischen miteinander. Das sollte die Atmosphäre auflockern. Von 363 Synodalen waren 54 Frauen. Auch sie besaßen Stimmrecht

Revolution auf Römisch

Die Weltsynode im Vatikan tagte einen Monat lang – und lieferte keine konkreten Ergebnisse. Warum sie die Verhältnisse trotzdem umgestürzt hat VON GREGOR MARIA HOFF

In Rom haben Bischöfe und Nicht-Bischöfe, darunter 54 Frauen, vier Wochen lang getagelt, um sich über die Zukunft der katholischen Kirche auszutauschen. Doch konkret geliefert hat die erste Runde dieser sogenannten Weltsynode nichts. Das klingt nach Stillstand oder gar Rückschlag. Aber das Treffen hatte eine hohe Bedeutung. Denn in Zusammensetzung, Diskussionskultur und was die Themen betrifft, die in Rom besprochen worden sind, war die Synode fast schon revolutionär.

Das Thema der Synode war: Synodalität – also die Frage danach, wie man in einer Institution wie der katholischen Kirche gemeinschaftlich zu Entscheidungen kommen kann. Klingt selbstverliebt, ergibt aber Sinn. Nach dem Willen des Papstes soll die katholische Kirche ein neues Format für Beratungen und für Leitung einüben. Das setzt eine andere Art, miteinander zu diskutieren, voraus – auf Augenhöhe aller Beteiligten. Über Jahrhunderte wurde die Weltkirche von Rom bestimmt. Römisch-katholisch, das heißt: Leitungs- und Entscheidungsmacht liegt beim Papst, faktisch oft bei der Kurie, seinem römischen Regierungsapparat. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil in den Sechzigerjahren wurden Bischöfe aus der Weltkirche verstärkt als Entscheidungsträger hinzugezogen. Sie berieten den Papst. Aber deren Synodale besaßen in der Regel wenig Durchschlagskraft und noch weniger Ausstrahlung.

Das soll sich nach dem Willen des Papstes nun ändern – und hat es schon. Zumindest ansatzweise. Denn was sich im Oktober 2023 in Rom abspielte, ist nicht nur nach Bekunden der Synodalen etwas wirklich Neues. Laien einschließlich Frauen dürfen mitentscheiden. Ebenso wichtig ist die Tatsache, dass man offen über Themen sprechen konnte, die die längste Zeit tabu waren. Segnung von homosexuellen Partnerschaften? Zulassung von Frauen zur Priesterweihe? Das alles lag zur Diskussion auf dem Tisch, was manche Synodenteilnehmer bestürzte. Schließlich hatten die Päpste vor Franziskus vor allem auf die Frage nach der Frauenordination mit einem verbindlichen Nein geantwortet. Auch der amtierende Papst zeigt sich skeptisch bis ablehnend, aber diskutieren lässt er trotzdem. Das ist schon ein Schritt.

Für die katholische Kirche in Deutschland hat das eine besondere Bedeutung, weil hier der Synodale Weg seit 2019 eingehend und streitbar diese grundlegenden Fragen verhandelt hat. Papst und Kurie haben ihn kritisch verfolgt. Zu parlamentarisch erschien ihnen die Debattenform. Zu scharf wirkten die Auseinandersetzungen, zu wenig geistlich. Aber auch wenn sich die Methoden der beiden synodalen Ansätze unterscheiden: Wie in Deutschland dürfen nun in Rom Nicht-Bischöfe und auch Frauen mitentscheiden.

Der Synodale Weg in Deutschland steht insofern keineswegs isoliert da. Er hat Spuren hinterlassen. Die theologische Qualität seiner Dokumente wird von vielen geschätzt. Voten anderer Ortskirchen etwa aus Lateinamerika, aus Australien, aus Europa setzen gleichfalls auf Reformen. Bischöfe und Laien aus verschiedenen Sphären der Weltkirche unterstützen dies. Das hat Gewicht für die römische Synode, an der sich das ganze Volk Gottes mit seinen Eingaben beteiligen soll. Doch was bringt's? Was dogmatisch ausgeschlossen ist, lässt sich auch auf einer Synode nicht ermöglichen. Das heißt: Wenn es geltende Glaubenslehre ist, dass Frauen nicht geweiht werden dürfen, dann kann eine Diskussion unter Bischöfen, Laien, wem auch immer, dies nicht ändern. Sie verfügen über kein Bestimmungsrecht. Dafür braucht es ein Konzil und immer auch die Zustimmung des Papstes. Und doch bewegt sich in Rom etwas, indem man berät. Denn das bedeutet, dass es Spielraum gibt.

Konservative Bischöfe und Kardinäle melde-ten im Vorfeld der Rom-Synode schwerwiegende Bedenken an. Würden ewige Wahrheiten an den Zeitgeist verkauft? Der Papst scheint ihnen da unberechenbar zu sein. Einerseits bestätigt er die geltende Lehre, andererseits öffnet er vor Ort Handlungsräume, um der Lebenswirklichkeit von Menschen Rechnung zu tragen. Barmherzigkeit ist die Perspektive, die für Franziskus die reine Glaubenslehre orientiert. Das löst in der römischen Kurie Unbehagen aus. Was wird aus unverrückbaren Wahrheiten wie dem Scheidungsverbot, wenn der Papst wiederverheiratete Geschiedene zur Kommunion zulässt? Was heute als Ausnahme in der Seelsorge möglich ist,

kann schließlich morgen zur neuen Kirchenregel werden, fürchten sie.

Franziskus wirkt in seiner Amtsführung mitunter sprunghaft. Auf seinen fliegenden Pressekonferenzen macht er regelmäßig korrekturbedürftige Aussagen. Angesichts des theologischen Temperaments des Argentiniers und seines Faibles für pastorale Problemlösungen schließen traditionsbewusste Bischöfe eine synodale Revolution nicht aus. Mit Recht? Noch ist nichts geschehen. Im Schlussdokument der Synode aus Rom stehen immerhin Forderungen nach einer stärkeren Einbindung der Laien bei der Ernennung von Bischöfen. Auch schreibt man von der notwendigen Suche nach einer neuen Sexualtheik, die den Erkenntnissen der Wissenschaft Rechnung trägt.

Das sind keine harten Entscheidungen, aber Entscheidungen waren auch nicht vorgesehen. Nächstes Jahr tagt die Synode erneut in Rom. Es lässt sich nicht absehen, ob und welche Weichen wie gestellt werden. Doch die Sorge der Konservativen, es könnte ans katholische Eingemachte gehen, hat sich unter einem Gesichtspunkt bestätigt: Das synodale Kommunikationsmodell des Papstes führt tatsächlich auf katholisches Neuland. Nicht nur, weil man in gemischten Gruppen an runden Tischen im Vatikan sitzt. Nicht nur, weil die anwesenden Frauen die klerikale Kleiderordnung auflockern. Sondern wegen der synodalen Performance. Die Methode respektvollen Zuhörens ohne Gegenrede, verbunden mit Gebetspausen, schafft Raum für abweichende Positionen und kirchliche Zwischentöne, die sonst untergehen. Viele Synodale heben das als Gewinn hervor. Auch Reformanliegen erhalten dadurch, so scheint es, anderes Gewicht. Schließlich ist der Problemdruck der Kirche hoch, ja existenziell. Die Gläubigen laufen in vielen Ländern davon. Das Evangelium kommt nicht an. Reicht Traditionswahrung als Ausweg? Das ist nicht der Weg, den Franziskus verfolgt. Er setzt auf lebendige Überlieferung, auf Dynamik in der Kirche. Denn sie muss denen dienen, denen das Evangelium in besonderer Weise gilt – den Ärmsten der Armen, Menschen in Not. Diese Perspektive hat das Potenzial, die Kirche zu verändern. Aber ist die katholische Kirche zu Reformen in der Lage?

In den Sechzigerjahren führte das Zweite Vatikanische Konzil zu Umstellungen und Neuorien-

tierungen der Lehre, die vorher undenkbar schienen. Franziskus ist genau der richtige Papst für Überraschungen. Diakonin der Frau? Dazu fragt das Schlussdokument nur reichlich unbestimmt: »Wie kann die Kirche mehr Frauen in bestehende Rollen und Ämter einbeziehen?« Aufhebung des Pflichtzölibats zumindest in Regionen wie dem Amazonasgebiet? Die Empfehlung steht seit der Amazonien-Synode im Raum. Nicht ausgeschlossen, dass der Papst im nächsten Jahr Fakten schafft. Aber wie geht es nach dieser Synode konkret weiter? Die Frage stellen die Synodalen in ihrem »Brief an das Volk Gottes«. Sie setzen auf eine synodale Verwandlung der Kirche, um den Problemen, Erwartungen, Sehnsüchten der Menschen Raum zu geben. Schließlich leben wir in einer Welt, die von Krisen nur so geschüttelt wird. Umso mehr gilt: »Es geht darum, denen zuzuhören, die in der Gesellschaft kein Recht haben, sich zu äußern, oder die sich ausgeschlossen fühlen, sogar von der Kirche«, wie es in dem Schreiben heißt. Damit hat sich die Synode ein Kriterium gegeben, an dem sich ihre Ergebnisse messen lassen. Wie dies zu manchem Lehrbestand passt, muss sich erweisen. Die Gegensätze zwischen Befürwortern einer Frauenordination und traditionsbewussten Verweigerern werden sich auch im Gebet kaum auflösen.

Auch wenn das Thema Missbrauch für die Synode nicht bestimmend war, anders als auf dem deutschen Synodalen Weg, findet sich im genannten Brief doch eine markante Selbstverpflichtung: »Vor allem hat die Kirche unserer Zeit die Pflicht, im Geiste der Umkehr denjenigen zuzuhören, die von Mitgliedern der Kirche missbraucht wurden, und sich konkret und strukturell dafür einzusetzen, dass sich so etwas nicht wiederholt«, steht im Brief. Noch ist offen, was dies bedeutet. Und der Hinweis auf Strukturen kommt nicht einer Anerkennung der systemischen Dimension des Missbrauchs gleich. Damit tut sich der Papst ebenso schwer wie seine Synode.

Die ist indes offener für echte Reformen, als man zunächst vermuten konnte – eine kleine Überraschung. Wieweit dies reicht, hängt auch davon ab, ob sich die Methode geistlichen Hörens im Streit um die besseren Gründe bewährt.

Der ist im Gange. Im Vorfeld der Synode konnte man den Austausch dogmatischer Argumente zwischen Papst und kritischen Kardinälen ebenso wie zwischen dem obersten Glaubenshüter des Vatikans, Kardinal Fernández, und seinem Vorgänger, Kardinal Müller, verfolgen. Neben der Frage, wieweit sich kirchliche Tradition in Bewegung setzen lässt, stand die Rolle des Papstes zur Debatte. Kirchenrechtlich ist sie klar. Franziskus hat ungeteilte Vollmacht in seiner Kirche. Er will Tradition wahren, indem er sie entwickelt. Das geschieht mitunter arg mehrdeutig. Wie er sich zum Thema Homosexualität äußert, hängt gelegentlich von seinen Gesprächspartnern ab. Ähnliches gilt für Aussagen zur Kurie, deren Chef er doch ist. Hier wie bei Berufungen in die Synode hat Franziskus versucht, einen Ausgleich von Positionen herzustellen. Aber reichen solche Balancen auf Dauer? Franziskus setzt darauf, erst den innerkirchlichen Stimmen synodalen Raum zu geben, bevor es zu Entscheidungen kommt. Das soll der Unterscheidung der Geister dienen. Doch es braucht irgendwann Richtungsentscheidungen. Und wer entscheidet, wo der Geist Gottes war, den man je unterschiedlich beansprucht?

Hier macht sich ein unaufhebbares Konstruktionsproblem der Synode bemerkbar. Der Papst beruft sie ein. Er rezipiert sie, frei in den Konsequenzen, die er zieht. Ein monarchischer Ansatz für eine synodale Kirche? Ob dies katholisch anders geht, wird sich daran zeigen, wie weit der Papst synodal zu gehen bereit ist. Hört Franziskus nur zu oder folgt er auch dem, was die Synodalmehrheit in einem Jahr beschließt? Das wäre dann tatsächlich ein Schritt hin zu einer wirklich synodalen Kirche.



Gregor Maria Hoff, 59, ist Professor für Fundamentalthologie in Salzburg und war Berater des deutschen Synodalen Wegs. Von ihm erschien kürzlich: »In Auflösung: Über die Gegenwart des römischen Katholizismus«